

Ehrenamt und Demenz im kleinstädtischen Raum: Das Praxisbeispiel Lollar

Oliver Schultz

Der Projektteil der Universität Gießen, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, unter der Leitung von Prof. Dr. Dr. Gronemeyer und Dr. Oliver Schultz wurde in drei Phasen umgesetzt. In der ersten Phase wurde durch eine Sozialraumanalyse der Ort für die Umsetzung der Handlungsforschung ausgewählt. In der Phase 2 wurden Vorgespräche und Expert*innen-Interviews mit professionellen und ehrenamtlichen Akteur*innen geführt. Für die Phase 3 wurden aus den Expert*innen-Interviews Teilnehmer*innen für das Zukunftscafé gewonnen. In einer vierten Phase wurde ein Rückkopplungsworkshop zur Validierung der Ergebnisse durchgeführt.

Phase 1: Sozialraumerkundung und Auswahl des Forschungsorts

Für den Standort Gießen haben wir in Absprache mit unseren Verbundpartner*innen ein kleinstädtisches Quartier gesucht. Aufgrund der bestehenden Kontakte konnten wir im benachbarten Lollar fünfzig werden. Vorgespräche mit der Pfarrerin und dem Vorsitzenden des Vereins für aktive Nachbarschaftshilfe zeichneten das Bild einer Kleinstadt, die über gewachsene Ehrenamtsstrukturen verfügt, welche jedoch, so die Pfarrerin im Gespräch: »*nichts voneinander wissen*« (Gesprächsnoten). Die Pfarrerin war bis 2020 ca. 25 Jahre im Amt und hat detaillierte Kenntnisse von Teilen der Stadtbevölkerung sowie

der ehrenamtlich und auch der professionell tätigen Einrichtungen für Beratung und Unterstützung. Das Thema Demenz werde als wichtig angesehen, müsse jedoch stärker ins Bewusstsein der Quartiersarbeit gerückt werden. So wurde der Bereich Demenz bislang noch nicht von dem örtlichen Nachbarschaftsverein berücksichtigt.

Gründe für die Auswahl des Forschungsorts Lollar, geografische und sozio-ökonomische Beschreibung

Lollar besteht aus der sog. Kernstadt und den weiteren Stadtteilen Odenhausen, Ruttershausen und Salzböden; sie wurden 1972 zur Stadt Lollar zusammengeschlossen. Die Stadtteile liegen zwischen 2,5 und 6 km von der Kernstadt entfernt und sind deutlich soziokulturell einheitlicher und noch dörflicher geprägt, was insbesondere für das am weitesten entfernte Salzböden gilt. »Dorffeste«, wie etwa die Kirmes, und andere Aktivitäten finden hier immer noch breite Unterstützung und Teilnahme im jeweiligen Ortsteil. Solche gemeinschaftlichen Veranstaltungen gibt es in der Kernstadt seit Ende der 1980er Jahre nicht mehr. Den breitesten Zuspruch haben Veranstaltungen der Sportvereine und der freiwilligen Feuerwehr. In der Bevölkerungsstruktur der Kernstadt sind rund 100 verschiedene Nationalitäten vertreten mit deutlichem Schwerpunkt bei Menschen mit türkischem Hintergrund, gefolgt von Russlanddeutschen und neuerdings mit verstärktem Zuzug von EU-Bürger*innen aus Bulgarien und Rumänien. Die Zuwanderung hängt zu großen Teilen mit Lollar als Industriestandort zusammen. Während die frühen Zuwanderer*innen und die Russlanddeutschen inzwischen gut in die Zivilgesellschaft integriert sind, sind diverse muslimische Gemeinden für die Mitbürger*innen mit türkischem Hintergrund sowie die neuesten Zuwanderer*innen nahezu nicht in ein Gemeinschaftsleben eingebunden bzw. einzubinden. Eine begrenzte Ausnahme hiervon bilden die Sportvereine.

Lollar hat eine Gesamtfläche von 2.140 ha. Die Stadt Lollar liegt nördlich von Gießen zwischen dem Vogelsberg im Osten und dem Rheinischen Schiefergebirge im Westen (vgl. Stadt Lollar).

Die Stadtbevölkerung von Lollar, derzeit 10.029 Einwohner*innen, wird voraussichtlich bis zum Jahr 2030 um 4 % im Vergleich zum Jahr 2012 wachsen (Wegweiser Kommune Lollar). Die demografische Entwicklung in Lollar lässt einen deutlichen Zuwachs des Anteils der über 80-jährigen erwarten. Im Jahr 2015 betrug ihr Anteil in Lollar 5,7 % der gesamten Stadtbevölkerung. Bis zum Jahr 2030 wird ein Anwachsen des Anteils der über 65-jährigen um 30,3 % und der über 80-jährigen um 80,9 % erwartet. Der Anteil der über 80-jährigen wird sich demnach bis zum Jahr 2030 im Vergleich zum Stand des Jahres 2012 verdoppelt haben (ebd.). Diese Zunahme wird zugleich von einer Abnahme des Anteils jüngerer Menschen begleitet. Diese demografische Entwicklung lässt für Lollar einen deutlichen Anstieg der Menschen erwarten, die von Demenz betroffen sein werden.

Lollar wurde von dem *Wegweiser Kommune*, den die Bertelsmann Stiftung 2018 erstellt hat, als Typ 6 von insgesamt 11 unterschiedenen Typen eingestuft (Bertelsmann-Stiftung 2018). Aufgrund dieser Typisierung gilt Lollar als eine »Stadt mit sozioökonomischen Herausforderungen« (ebd.). Lollar ist demnach gekennzeichnet durch eine »niedrige Kaufkraft bei gleichzeitig hohen Soziallasten« sowie eine »heterogene Arbeitsmarktsituation« (Bertelsmann-Stiftung 2020:4)¹. Der Typ 6 weist sich außerdem durch eine »ausgeprägte demografische Entwicklung« aus, d.h. ein klares Bevölkerungswachstum, das für Lollar auf überdurchschnittlicher Zuwanderung beruht (ebd.:6). Lollar befindet sich demnach »sozioökonomisch und finanziell in einer teils sehr angespannten Lage«. Als besondere Herausforderungen gelten »die Sicherung eines vielfältigen und bedarfsgerechten Wohnraumangebots, die Sicherung der Lebensqualität älterer

¹ Die Typisierung wurde im Jahr 2020 vorgenommen und ausgewertet, beruht aber auf einem Datenstand aus dem Jahr 2018. Einflüsse der Corona-Pandemie konnten also nicht berücksichtigt werden.

Menschen, der Ausbau wirtschaftlicher Stärke, die Integration von Zuwander:innen sowie die Verhinderung sozialer Segregation.« (ebd.:9)

Aus der Kombination einer angespannten sozioökonomischen Lage sowie der demografischen Veränderungen ergibt sich für Lollar somit »die grundlegende Herausforderung [...], Strategien für einen planvollen Umgang mit den absehbaren demografischen Veränderungen zu entwickeln und sie in die Konzepte zur Stadtentwicklung zu integrieren.« (ebd.: 9). Lollar werde demnach »sehr große Anstrengungen unternehmen müssen, um zukünftig für ältere Bewohner:innen eine Lebensumwelt zu schaffen, die ihren Bedürfnissen gerecht wird und sie dabei unterstützt, möglichst lange eigenständig zu leben.« (ebd.: 9). Strategien für ein stärkeres bürgerschaftliches Engagement für die alternde Bevölkerung in Lollar gehören deshalb auf die kommunale Agenda.

Vor diesem Hintergrund erwies sich Lollar als geeignet für unser Forschungsvorhaben. Einerseits soll der gegenwärtige Beitrag des Ehrenamts für die Versorgung von Menschen mit Demenz in Lollar beschrieben werden. Andererseits sollen im Austausch mit verschiedenen Akteur*innen aus Lollar Anregungen für eine Stärkung dieses Beitrags vor Ort angedacht und, wo möglich, auch schon konzipiert werden.

Vorgespräche

In den Vorgesprächen haben wir mit Ehrenamtlichen und mit professionellen Akteur*innen auf lokaler Ebene gesprochen. Wir wollten wissen: Welche Angebote gibt es in Lollar im Bereich der Demenzversorgung? Wer engagiert sich wie? Welche Erfahrungen prägen dieses Engagement? Und wo zeigen sich vielleicht bislang übersehene Leerstellen in der Versorgung?

Unsere Gesprächspartner*innen waren die evangelische Pfarreerin, die Sozialdienstleiterin einer stationären Altenpflegeeinrichtung, die Seniorenbeirätin sowie eine russlanddeutsche Ehrenamtliche, die

Familien mit Migrationshintergrund berät. Wir haben auch mit dem Bürgermeister von Lollar gesprochen und ihn über das Projekt informiert. Er zeigte sich darüber sehr erfreut und sagte uns seine Unterstützung für den weiteren Forschungsprozess zu.

Folgende Strukturen der Senior*innen- und Demenzversorgung gibt es in Lollar: Zwei stationäre Altenpflegeheime, zwei private, ambulante Pflegedienste, eine im Nachbarort ansässige Diakoniestation, die auch ambulante Versorgung von Senior*innen in Lollar leistet (das *Café Elisabeth*, ein wöchentliches Angebot für Senior*innen mit und ohne Demenz) und zwei ehrenamtlich geführte Besuchsdienstkreise für Senior*innen.

Die beiden letztgenannten ambulanten Angebote können seit Beginn der Corona-Pandemie nicht mehr stattfinden. Die stationären Pflegeheime mussten ebenfalls alle Aktionen oder Angebote, um sich mit dem Sozialraum des Quartiers zu verknüpfen, unterlassen. Die Schutzmaßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie haben die Quartiersarbeit mit und für Menschen mit Demenz in Lollar seit März 2020 faktisch ausgesetzt. Zum Zeitpunkt der Berichterstellung war nicht absehbar, wann diese Angebote wieder aufgenommen werden können.

Diese Ausgangssituation hat unsere weitere Projektarbeit wesentlich geprägt. Allen war schmerzlich bewusst, wie sich ein soziales Vakuum breit machte. Unser partizipativ angelegtes Projekt stellte eine willkommene Möglichkeit dar, die Situation vor Ort zu reflektieren, den Blick für die gewachsenen lokalen Strukturen zu bewahren und auf die Zeit nach Corona zu lenken. Uns beschäftigte auch die Frage, wie Menschen mit Demenz und Migrationshintergrund in Lollar versorgt werden. Unsere Erfahrung, dass offizielle Angebote der Demenzversorgung kaum von der Gruppe der Migrant*innen in Anspruch genommen werden, bestätigte sich.² Obwohl Lollar von allen

² Vgl. hierzu unsere Forschungsarbeiten zu Versorgung von Menschen mit Demenz mit Migrationshintergrund in Familien, in stationären Einrichtungen und im ambulanten Kontext, 2016–2019. Lit.: Gronemeyer, Metzger, Rothe und Schultz (2017).

Gesprächspartner*innen als Kleinstadt mit einem hohen Migrant*innenanteil beschrieben wurde, gab es keine Kontakte zu Menschen mit Demenz und Migrationserfahrung.

Phase 2: Die Expert*innen-Interviews

Aufgrund dieser Vorgespräche wollten wir in den Expert*innen-Interviews in Lollar mit Akteur*innen sprechen, die einerseits Erfahrung in gelingenden Angeboten für Menschen mit Demenz hatten, aber auch mit Akteur*innen, die über die Schwierigkeiten der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund zu berichten wussten.

Unsere Gesprächspartnerinnen waren: Die Leiterin des Senior*innencafés, eine Ehrenamtliche in einer stationären Altenpflegeeinrichtung, die Integrationsbeauftragte der Stadt Lollar und die Einrichtungsleiterin eines Altenpflegeheims.

Die qualitativen Interviews wurden aufgrund des im Forschungsverbund erarbeiteten Leitfadens durchgeführt. Die Gespräche wurden aufgenommen, transkribiert und eng entlang der wörtlichen Aussagen ausgewertet.

Die Erfahrungen der ambulanten Versorgung in den Privathaushalten hatte immer wieder gezeigt: Es gibt Alterseinsamkeit in Lollar. So wurde im Jahr 2010 als ein Angebot der Diakonie für zu Hause lebende Seniorinnen und Senioren das wöchentliche *Café Elisabeth* gegründet. Es ist das einzige ambulante, psychosoziale Gruppenangebot für Menschen mit Demenz in Lollar. An jedem Mittwoch-Nachmittag kommen zehn ältere Menschen aus Lollar (zuletzt 9 Frauen, 1 Mann) mit und ohne Demenz für die Dauer von drei Stunden zusammen. Mehr Menschen mit oft großem Unterstützungsbedarf ließen sich in einer Gruppe nicht angemessen betreuen.

Ganz bewusst hat man sich entschieden, die Zielgruppe nicht auf Menschen mit Demenz einzuschränken bzw. ein »Demenzcafé« anzubieten:

»Nein, den Begriff ›Demenz‹ versuchen wir zu vermeiden, weil die meisten, die das erste Mal hinkommen sagen: ›Also in ein Demenzcafé gehe ich nicht. Ich bin doch nicht dement!‹«

Voraussetzung für eine Teilnahme ist, dass die Gäste einen Pflegegrad bescheinigt bekommen haben. Nur damit ist es möglich, die gesetzlich zur Verfügung stehenden Betreuungsleistungen in Anspruch zu nehmen und die durch die professionelle Teilstruktur des Angebots anfallenden Personalkosten sowie den Transfer der Gäste zu refinanzieren.

Das Angebot wird regelmäßig von sechs Ehrenamtlichen unterstützt, vier Frauen und zwei Männer, die entweder im Vorruhestand oder bereits im Ruhestand sind. Die Ehrenamtlichen gewährleisten eine dichte Betreuung der Gäste. Die folgenden Schilderungen geben einen Eindruck von der Vielfalt der Begegnungen und der Anforderungen:

»Wir hatten eine Besucherin, die ist 103 geworden, und die hat dann noch mit Plätzchen gebacken und war dann immer ganz, hat immer gesagt: ›Guck mal, wir können ja doch noch was!‹ Die haben zu Hause schon seit Jahren keine Plätzchen mehr gebacken. Und da waren sie dann dabei und waren ganz fasziniert, dass das ja alles noch geht!«

»Also wir hatten eine, die auch wirklich an Demenz erkrankt war und im Rollstuhl gebracht wurde und eigentlich nicht viel Emotionen gezeigt hat. Und wir haben halt immer im Stuhlkreis dann gesessen, haben sie mit dem Rollstuhl reingeschoben und haben dann so die Bälle zugeworfen. Und dann ist das immer so fraglich. Können die fangen, können die das werfen. Und die hat diesen Ball gefangen und hat übers ganze Gesicht gestrahlt und es kam dann nachher raus, dass die früher Handball gespielt hat. Und halt schon ewig keinen Ball mehr in der Hand. Wer gibt seiner Oma schon einen Ball in die Hand? Und dieses Gesicht, dieses Strahlen und dieses ›Ich habe doch früher Handball!‹. Also das war, ja, das ist schon, da geht, da muss man aufpassen, dass Sie nicht anfangen zu heulen. Also das war wirklich sehr, sehr bewegend!«

»[Es gibt auch] schwierige Fälle [...]. Die dann auch aggressiv geworden sind [...]. Der hat dann auch schon gebissen, geschlagen, Rollator nach sich geschmissen und was nicht. Wo wir dann immer lange überlegt haben: ›Können wir das noch machen oder nicht?‹ Wo ich irgendwann gesagt habe: ›Naja, wir machen es ja auch für die Angehörigen und die haben den rund um die Uhr!‹ Die brauchen einfach mal diesen Nachmittag, um was für sich zu machen. [...] Aber da haben viele dann halt auch Angst vor. Also die Gäste, die dann nicht mit klarkommen, wenn dann auf einmal da einer ist und rumschreit [...]. Und um denen diese Angst zu nehmen, weil die werden dann auch unsicher, hat [ein Ehrenamtlicher] den dann halt genommen und ist mit ihm raus. Stundenlang spazieren gegangen und alleine auf einer Bank gesessen. Und dann hat der auch erzählt. Da hat man dann gemerkt: Der war auch einfach überfordert dann in der Gruppe mit den vielen Leuten. Der wusste gar nicht, was er damit machen sollte. [...] Der braucht eigentlich jemand, der neben ihm sitzt und ihm Sicherheit gibt.«

Diese Beispiele machen deutlich, dass es im *Café Elisabeth* um eine Anknüpfung an lebensweltliche Traditionen und Gewohnheiten, aber auch um den Erhalt ganz konkreter Fertigkeiten geht. Angehörige werden entlastet. Alte Bekanntschaften bleiben lebendig. So sind die Ehrenamtlichen und die Gäste des Cafés über die Jahre zu einer

»kleinen Familie zusammengewachsen. [...] eine Gemeinschaft, die einfach toll zusammenhält.«

Aber diese Gemeinschaft repräsentiert nicht die Stadtbevölkerung von Lollar. Die Integrationsbeauftragte:

»Wir haben [...] einen ziemlich hohen Anteil an Bürger*innen mit Migrationshintergrund. In erster Linie türkischer Migrationshintergrund. Wir haben hier in der Kernstadt so um die 40–42 %, vielleicht mittlerweile auch 45 %.«

Und trotz des hohen Anteils an Migrant*innen gibt es keine Gäste mit Migrationsbiografie im *Café Elisabeth*. Die Erklärung:

»Die Familien machen das selber. Da würde man nicht sagen, der Opa kommt jetzt ins Pflegeheim oder so. Oder wir liefern den irgendwo ab und holen den dann später wieder. Da kümmern sich die Familien und da darf das auch nicht anders sein.«

Aufgrund der COVID-19-Pandemie kann das *Café Elisabeth* seit März 2020 nicht mehr stattfinden. Weil die Leiterin in ihrer Funktion als ambulante Krankenschwester weiterhin den früheren Besucher*innen begegnet, erfährt sie, wie sehr dieses Angebot vermisst wird:

»Das ist ja ganz schlimm für die zu Hause alleine. Die Leute warten eigentlich darauf, dass es endlich wieder losgeht und man musste ihnen jetzt sagen, dass es leider immer noch nicht losgeht und wir auch nicht sagen können, wann es überhaupt wieder losgehen kann.«

Auch eine Einrichtungsleiterin schildert, wie die bestehenden Versuche, das Pflegeheim durch Feste und Ausflüge als einen Sozialraum mit lebendigem Kontakt zum Quartier zu gestalten, durch die seit März 2020 geltenden Schutzbestimmungen wegen der Pandemie eingestellt werden mussten. So besteht nach fast einem Jahr im Schatten von Corona überall die akute Sorge, ob das ehrenamtliche Engagement für Menschen mit Demenz, das sich in Lollar entwickelt hat, vielleicht nicht wiederbelebt werden könnte.

Abschließend lässt sich sagen: Es gibt in Lollar eine Versorgungsstruktur mit Beispielen gelungener Verknüpfung von professionellem und ehrenamtlichem Engagement. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist, dass sowohl die professionelle als auch die ehrenamtliche Akteur*innen im Quartier verwurzelt sind. Man kennt sich und kann auf dieser Grundlage neue Strukturen aufbauen und dauerhaft verstetigen. Der biografische und der lebensräumliche Bezug zum Quartier sind da wichtige Voraussetzungen. Der fehlende Kontakt zur

Bevölkerung mit Migrationshintergrund stellt jedoch eine bedenkliche Leerstelle dar.

Mit diesen Erkenntnissen vor Augen haben wir im Anschluss an die Expert*innen-Interviews die nächste Stufe unseres Forschungsvorhabens geplant: das Zukunftscafé.

Phase 3: Workshop/Das Zukunftscafé

Die Teilnehmer*innen waren die evangelische Pfarrerin (i. R.), die Leiterin des *Café Elisabeth*, drei Ehrenamtliche des *Café Elisabeth* (2 Frauen und 1 Mann), eine Ehrenamtliche eines Seniorenpflegeheims und die Seniorenbeirätin. Das Treffen konnte aufgrund der Pandemie-Bestimmungen nicht vor Ort stattfinden, sondern wurde in einer Mischung aus Video- und Telefonkonferenz durchgeführt. Im Folgenden werden die wichtigsten Äußerungen zu den drei Phasen Kritik, Utopie und Realität zusammengefasst.

1. Phase: Kritik

Es mangelt an Kommunikation

Die Ehrenamtlichen berichten mehrfach, dass es geholfen hätte, wenn sie von den professionell Versorgenden besser über die Situation derjenigen, die sie ehrenamtlich versorgen, informiert worden wären. Weil Menschen mit Demenz nicht mehr von sich selbst bzw. ihrer gegenwärtigen Situation Auskunft geben können, brauche man umso mehr den Austausch zwischen den Betreuenden auf Augenhöhe.

Es gibt zu wenig Angebote für Menschen mit Demenz im Quartier

Außer dem Seniorencafé gibt es keine Angebote, die sich an Menschen mit Demenz und deren Angehörige richten, die noch zu Hause leben. Es gibt eine Warteliste, nicht alle Interessent*innen können berücksichtigt werden.

Die Demenzversorgung wird von professioneller Dienstleistung dominiert

Die Versorgung von Menschen mit Demenz ist mit Ausnahme des *Café Elisabeth* ganz in Obhut der stationären und professionellen Dienstleistung.

Der Wegfall gewohnter Teilhabemöglichkeiten führt in die Vereinsamung

Die Teilhabe von Menschen mit Demenz im Quartier ist durch die Pandemie stark eingeschränkt. Das Leben in den stationären Einrichtungen wurde von dem Sozialraum des Quartiers mehr und mehr abgekoppelt. Die von ihren sozialen Kontakten getrennten Menschen mit Demenz vereinsamen.

Die »systemische Irrelevanz« des Ehrenamts wird als kränkend empfunden

Alle Ehrenamtliche trauern unter den Bestimmungen der Pandemie der Möglichkeit nach, sich engagieren zu können. Dass ihr Beitrag für Demenz im Quartier nicht als systemrelevant eingestuft wird, erleben sie als Kränkung. Es wird befürchtet, dass über viele Jahre gewachsene Strukturen des Ehrenamts die soziale Distanzierung während der Pandemie nicht überstehen werden.

Die Versorgung von Menschen mit Demenz wird nicht anerkannt

Es fehlt an monetärer und an gesellschaftlicher Anerkennung. Durch den bestehenden Pflegenotstand bleiben immer weniger Zeit und Raum für den Austausch zwischen professionellen und ehrenamtlichen Akteur*innen, obwohl die Bewältigung der Versorgung auf den Zusammenhalt aller Akteur*innen mehr denn je angewiesen sei.

Demenz wird zum sozialen Randthema

Die fehlende Anerkennung wirkt sich auch auf Familien aus, in denen es Angehörige mit Demenz gibt. Man zieht sich aus Scham aus der Öffentlichkeit zurück. Die soziale Seite der Demenz verschwindet aus

dem öffentlichen Bewusstsein. Demenz droht als ein »Randthema« zu verkümmern. Angehörige erleben sich als allein zuständig und geraten in eine Spirale der Isolation: Die Versorgung zu Hause überfordert, die Scham wird größer, der Rückzug aus der sozialen Teilhabe wird stärker, die Versorgung zu Hause wird schwieriger ...

Düstere Aussichten ...

Eine hochaltrige Ehrenamtliche berichtet von ihrer Vereinsamung:

»Das wird noch schlimmer werden, da habe ich Angst davor, muss ich ganz ehrlich sagen. Diese Abschirmung. Ich meine, ich bin 86 Jahre. Ich bin ja nun auch eine Gefährdete. Und wohne im Haus mit den Kindern. Die schirmen mich total ab. So sitzt man alleine am Tisch, den Morgen, den Mittag, den Abend. Die Kinder haben ihren Beruf, ihre Arbeit. Die kümmern sich um mich, rührend. Ja, aber man ist trotzdem alleine. Ich denke, dass das in Zukunft viel schlimmer wird.«

Die Dringlichkeit, mit der hier die Frage nach der Zukunft alter Menschen im Quartier angesprochen wird, leitet über zur zweiten Phase des Zukunftscafés.

2. Phase: Utopie

Sinnerfülltes Leben noch im hohen Alter

Alle Teilnehmer*innen sind überzeugt, dass auch ein alter Mensch dazu in der Lage ist, Sinnvolles für die Gemeinschaft beitragen zu können. Man wolle, dass auch der Beitrag im Alter als wichtig für die Gesellschaft eingeschätzt werde. Nicht nur die *Teilhabe*, auch die *Teilgabe* von Erfahrung sei wichtig.

Mehrgenerationenhäuser

Das Konzept von Mehrgenerationenhäusern wird besprochen. Eine Teilnehmer*in hofft auf einen Ort, »wo ich weiß, dass ich später auch akzeptiert werde, wenn ich mal nicht mehr so funktioniere. Wo ich aber immer

noch gebraucht werde.« Es gehe um ein »Miteinander von alt und jung, wo alle ihren Platz und Ort haben und integriert sind. Das ist für junge Menschen eine wichtige Erfahrung und für die alten Menschen ebenso.«

Leben mitten im Quartier

Das Leben im Alter sollte mitten im Quartier möglich sein. Dadurch würde ein Beitrag geleistet, dass die Demenz und das Alter »aus der Tabuzone rausgeholt würden«.

Das Thema Demenz wird engagiert im Quartier kommuniziert

Eine offensive Kommunikation würde das Thema Demenz als wichtiges Anliegen im Quartier verdeutlichen. Die Kommunikation zwischen professionellen und ehrenamtlichen Akteur*innen wie auch den Angehörigen wäre gestärkt und nachhaltig.

Diese Visionen einer guten Zukunft für ein Leben im Alter münden in konkrete Überlegungen und damit in die 3. Phase des Zukunftscafés, die »Phase der Realität«.

3. Phase: Realität

Hier steht im Zentrum die Frage nach dem, was konkret von den Beteiligten dazu beigetragen werden kann, um die Situation für Menschen mit Demenz im Quartier zu verbessern. Folgende Idee nimmt dabei Gestalt an.

Ein Chorprojekt für Menschen mit und ohne Demenz

Eine Teilnehmerin ist Mitglied in einem seit langem bestehenden Chor. Sie ist sich sicher, dass sie ihren Chor für ein Chorprojekt mit Beteiligung von Menschen mit Demenz begeistern kann. Diese Idee stößt auf großes Interesse. Eine Teilnehmerin, die sich ehrenamtlich für eine Singgruppe in einem Altenpflegeheim engagiert, sagt begeistert ihre Unterstützung zu. Ein Teilnehmer spielt regelmäßig Akkordeon im Café Elisabeth; er hofft, dass er einen Beitrag zusteuern darf. Eine Ehrenamtliche bietet sich als Patin an, die Menschen mit Demenz

auf dem Weg zu und vom Chor persönlich zu begleiten. Eine weitere Ehrenamtliche weiß von einem Chor von Russlanddeutschen in Lollar. Dieser sei zwar inaktiv, aber vielleicht ließen sich auch Menschen mit Migrationshintergrund in das Projekt einbeziehen. Schließlich wird noch ein Beitrag des Jugend- und Blasorchesters in Lollar angedacht. So entsteht in kurzer Zeit die Skizze für ein integratives Chorprojekt für Menschen aus dem Quartier: mit und ohne Demenz, jung und alt, mit und ohne Migrationserfahrung. In den Worten der Teilnehmer*innen: »*Wir planen eine Aufführung und wir machen das zusammen!*« »*Je mehr ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir das Projekt. Etwas Einendes zu machen. Einen bunten Strauß zusammen zu bringen!*«

Fazit

In der Idee des Projektchors haben sich viele Überlegungen und Themen des Zukunftscafés zu einem sehr konkreten Vorhaben verdichtet. Was hier als visionäres Ergebnis skizziert wird, – Integration, Vielfalt, eine gemeinsame Kraftanstrengung – beschreibt auch Charakter und Verlauf dieses Workshops. Die Entwicklung des Gesprächs und vor allem der mobilisierenden Projektidee lässt einen »*bunten Strauß*« zahlreicher Fähigkeiten und Kompetenzen der Teilnehmer*innen sichtbar werden, die nur darauf zu warten schienen, endlich erblühen zu dürfen. Abschließend sei die Schlussbemerkung der ältesten Teilnehmerin des Workshops, der 86-jährigen Seniorenbeirätin von Lollar, angeführt:

»*Es war wichtig dieses Gespräch. Es muss etwas geschehen. Wir können die Leute nicht alleine lassen. Es geht nur in Gemeinschaft, mit Zusammenhalt und viel Liebe. Da werden noch mehr Gespräche nötig sein. Das ist eine große Aufgabe.*«

Zusammenfassung, Handlungsempfehlungen und Forschungsbedarf

Aufgrund der Vorgespräche, der Expert*innen-Interviews und des Workshops lassen sich folgende Herausforderungen für die weitere Quartiersarbeit in Lollar bestimmen.

- Die Akteur*innen vor Ort müssen besser miteinander vernetzt werden. Es braucht regelmäßige Reflexionsräume für Ehrenamt. Dies ist angesichts der Folgen der Schutzmaßnahmen während der Corona-Pandemie eine sehr aktuelle Herausforderung.
- Netzwerkarbeit und Gespräche im Quartier mit weiteren möglichen Akteur*innen müssen initiiert werden. Neue Ideen für quartiersbezogene Kooperationen müssen entwickelt werden.
- Die intergenerative Begegnung mit Blick auf mögliche gemeinsame Projekte muss gestärkt werden.
- Eine bessere Öffentlichkeitsarbeit im Quartier mit Blick auf die Situation von Menschen mit Demenz und ihre Angehörige könnte die Teilhabe für Menschen mit Demenz an Angeboten im Quartier erleichtern. Familiäre Scham und damit einhergehende Isolation ließen sich dadurch ein Stück weit auffangen.
- Ein besonderer Fokus sollte künftig auf der Integration von Migrant*innen im Bereich der Demenzversorgung liegen. Hier gibt es so gut wie keine Berührungspunkte im Quartier. Lassen sich durch Ehrenamtliche mit Migrationserfahrung Zugänge schaffen? Das in Hessen bereits erprobte Modell der »Interkulturellen Lotsen« (vgl. Hessisches Ministerium für Soziales und Integration 2019: 4) kann hier Anregungen liefern. In diesem Bereich wäre Forschungsbedarf.

Phase 4: Rückkopplungsworkshop

Planung, Fragestellungen und Vorbereitung

Im Rahmen eines Rückkopplungsworkshops sollten die im bisherigen Forschungsprozess angestellten Überlegungen und gewonnenen Erkenntnisse mit den Teilnehmer*innen der vorangehenden Interviews und Workshops geteilt und besprochen werden. Der Rückblick aus Sicht der Forschenden sollte verbunden werden mit der Frage nach möglichen Ergänzungen der Teilnehmer*innen. Anknüpfend an den bisherigen Forschungsprozess und im gemeinsamen Gespräch sollten auch weitere Ideen und Überlegungen zum ehrenamtlichen Engagement im Quartier entwickelt werden.

Vor dem Hintergrund dieser Vorüberlegungen leiteten uns folgende Fragen durch den Workshop:

- Welches sind die aus Forscher*innenperspektive wichtigsten Erkenntnisse des bisherigen Forschungsprozesses?
- Welche dieser Überlegungen und Ergebnisse sind aus Sicht der Akteur*innen zu ergänzen oder gar zu korrigieren?
- Welche Konsequenzen haben diese bisherigen Überlegungen für die Planung des Chorprojekts und weitere mögliche Formen des Engagements im Quartier?

Mit dem Ziel einer theorie- und praxisbezogenen Rückkopplung vor Augen hatten wir auch die Gemeinwesenbeauftragte von Lollar zur Teilnahme am Workshop eingeladen. In ihrer Funktion verkörpert sie die Verbindungsstelle von Ehrenamt und offiziellen kommunalen Strukturen. In einem vorausgehenden ausführlichen Einzelgespräch war sie über das Projekt informiert worden. Hier war deutlich geworden, dass der Bereich der Alten- und Demenzversorgung im Quartier auf der Ebene der Gemeinwesenarbeit bislang keine Rolle gespielt hatte. Diese beschränkte sich ganz auf den Bereich der Jugendarbeit. Der Bereich Ehrenamt und Demenz wurde aber als wichtig angesehen

und der Wunsch nach Kontakt zu Ehrenamtlichen wurde geäußert. Schnell war klar, dass unser Forschungsprojekt und der bevorstehende Rückkopplungsworkshop hier für die künftige Quartiersarbeit wichtige Impulse geben konnten.

Nach diesen Vorbereitungen und Vorüberlegungen wurde zu dem virtuellen Workshop mit Teilnehmer*innen vom Standort Lollar eingeladen. Folgende Akteur*innen haben teilgenommen: die ev. Pfarrerin i.R., die hauptamtliche Leiterin des Demenzcafés Lollar, die Gemeinwesenbeauftragte von Lollar sowie vier Ehrenamtliche (drei Frauen, ein Mann), die sich für das Demenzcafé und andere Angebote für Menschen mit Demenz im Quartier engagieren. Bis auf die Gemeinwesenbeauftragte hatten alle Teilnehmer*innen bereits an dem ersten Workshop teilgenommen. Für den Forschungsstandort der Universität Gießen haben Reimer Gronemeyer, Jonas Metzger und Oliver Schultz teilgenommen.

Der Workshop gliederte sich in eine Vorstellungsrunde, eine Präsentation der bisherigen Forschungsergebnisse und eine durch die genannten Fragen geleitete gemeinsame Reflexion.

Kurze Selbstvorstellung und Reflexion der aktuellen Situation

Eine kurze Vorstellungsrunde zu Beginn fragte nach der persönlichen und der aktuellen Situation mit Blick auf die Bedeutung des Ehrenamts im Quartier. Hier zeigte sich als das vorherrschende Thema die Corona-Pandemie mit der seit beinahe einem Jahr andauernden Verhinderung von ehrenamtlichem Engagement im Bereich Demenz als das vorherrschende Thema. Mit großer Sorge befürchtete man Überlastung und Verzweiflung in den Familien, die die große Herausforderung Demenz seit vielen Monaten weitgehend auf sich allein gestellt bewältigen mussten. Die hauptamtliche Koordinatorin des Demenzcafés, die in ihrer Funktion als Diakonieschwester auch während der Pandemie Hausbesuche in Familien mit Menschen mit Demenz machte, bestätigte die allgemeine Einschätzung. Sie berichtete von

der großen Vereinsamung, die durch die Kontaktbeschränkungen ausgelöst worden sei.

Neben der Sorge um die von Demenz Betroffenen beklagten alle Teilnehmer*innen, wie sehr ihnen selbst der Kontakt zu den Menschen mit Demenz im Quartier fehle. Hier wurde ein wesentlicher Aspekt von Ehrenamt deutlich: das hohe persönliche Engagement. Das Engagement stellt zugleich mit der Hilfe, die für Andere geleistet wird, immer auch eine Quelle persönlicher Sinngebung für die Ehrenamtlichen selbst dar. Seine Verhinderung wirkt sich nicht nur auf Seiten der Empfänger*innen dieses Engagements aus, weil wichtiger Beistand und Hilfe ausbleiben, sondern auch auf Seiten derer, die diese Hilfe nicht mehr geben und deshalb diesen Sinn nicht mehr realisieren können.

Vorstellung der bisherigen Ergebnisse

Im Anschluss an die Vorstellungsrunde wurde eine Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse der Forschungsstudie und des ersten Workshops vorgestellt. Diese beinhaltete auch Hinweise auf Ergebnisse und Überlegungen der beiden anderen Forschungsstandorte. So war an allen drei Standorten die Frage nach einer guten lokalen Vernetzung der ehrenamtlichen Akteur*innen besprochen worden. Für uns war es interessant, welche möglichen Impulse diese überregionale Perspektive für die Frage nach Ehrenamt und Demenz im Quartier in Lollar ergeben könnten.

Austausch zwischen den Ehrenamtlichen verstetigen

Alle Teilnehmenden kamen in der Einschätzung überein, dass der durch das Projekt in Gang gebrachte und ermöglichte Austausch unter den Ehrenamtlichen sehr wichtig sei. Das Interesse und der Wunsch der Gemeinwesenbeauftragten, diesen Austausch künftig im Quartier zu koordinieren, wurde gerne aufgegriffen. Mit allgemeinem Einverständnis wurde verabredet, dass von den Projektkoordinatoren

eine Liste mit den Kontaktdataen der Teilnehmer*innen erstellt und der Gemeinwesenbeauftragten übergeben werden sollte, um künftige Austauschtreffen zu organisieren. Der erste Kontakt zwischen der Gemeinwesenbeauftragten und den Ehrenamtlichen war damit hergestellt. Das Forschungsthema »Ehrenamt und Demenz im Quartier« wurde damit in die Hände der Quartiersarbeit vor Ort gegeben, eine Verfestigung des Projektanliegens war auf den Weg gebracht. Auf die Bitte der Gemeinwesenbeauftragten bot der Projektkoordinator seine Unterstützung bei der konkreten Durchführung eines ersten Austauschtreffens an.

Reflexion durch Praxis

Der erste Workshop hatte deutlich gemacht, dass die Ehrenamtlichen in Lollar sehr stark an einer möglichst konkreten Umsetzung neuer Ideen in der Praxis interessiert waren. Nicht so sehr die allgemeine Selbstreflexion, sondern der Praxis- und Projektbezug standen im Zentrum der Überlegungen. So war im ersten Workshop die Idee eines Chorprojekts für Menschen mit und ohne Demenz entwickelt worden. Das Projekt berücksichtigte über den Bereich Demenz hinaus die besondere Situation und die damit verbundenen Herausforderungen. So war die Bevölkerungsstruktur Lollars mit einem hohen Anteil von Menschen mit Migrationserfahrung in die konkreten Vorüberlegungen mit eingeflossen.

Der Wunsch nach einer möglichst praxisbezogenen Reflexion prägte auch diesen Rückkopplungsworkshop. Die Aufforderung zur Reflexion der bisherigen Erkenntnisse und die Frage nach möglichen Ergänzungen führte unmittelbar über in konkrete Planungsfragen in Bezug auf das Chorprojekt. Man sei – so die unmittelbare Äußerung einer Teilnehmerin nach der Präsentation der Forschungsergebnisse – »da doch schon ein Stückchen weiter gewesen«, nämlich in der konkreten Planung des gemeinsamen Chorprojektes. Auch die Äußerungen der anderen Teilnehmer*innen konzentrierten sich schnell auf die weitere Projektplanung. Man war nicht an theoretischer Reflexion, sondern

an praktischen Überlegungen interessiert. Aber dieses Interesse am Konkreten transportierte indirekt allgemeinere Themen und Fragen. Wie zuvor im ersten Workshop führte das weitere Gespräch in Überlegungen, die mit dem Selbstverständnis von Ehrenamt und mit der Situation im Quartier unmittelbar verknüpft waren, ohne als solche explizit thematisiert zu werden.

Konkretisierung des Chorprojekts

Das Jugendbegegnungszentrum (der sog. »Ossestall«) wurde als möglicher Ort für ein solches Vorhaben diskutiert. Namentliche Akteur*innen in Lollar wurden ins Spiel gebracht, deren Hilfe bei der Vorbereitung und Durchführung des Projekts wichtig sein würde. In diesem Gesprächsabschnitt erhielt die Gemeinwesenbeauftragte eine zentrale Rolle, da sie gut mit den räumlichen und strukturellen Gegebenheiten des Jugendzentrums vertraut war. Schnell konnten dadurch Fragen zur konkreten Umsetzung (barrierefreier Zugang, Verfügbarkeit behindertengerechter Toiletten, Verfügbarkeit der Innen- und Außenräume je nach Wetterlage, Anbindung ans Quartier) beantwortet werden. Im Verlauf dieser Überlegungen zeichnete sich eine gute Realisierbarkeit des Projekts ab. Aber auch inhaltliche Aspekte des Projektes wurden vertieft.

Das Chorprojekt als intergenerative Arbeit

Das Chorprojekt war von Anfang an als ein Projekt diskutiert worden, das über die Zielgruppe von Menschen mit Demenz hinausreicht. Wie z. B. auch an dem Standort Fulda war von den Ehrenamtlichen in Lollar das Thema »Scham der Betroffenen« vor der Zuschreibung »Demenz« bedacht worden. Diese Scham stelle eine Hürde bei der Inanspruchnahme von Angeboten dar, die sich gezielt an Menschen mit Demenz richten. Um diese also nicht von vornherein abzuhalten, brauche es deshalb Angebote, die nicht explizit auf Demenz fokussierten. Diese Auffassung wurde bekräftigt und erweitert. Das Chor-

projekt wurde als eine gute Möglichkeit angesehen, um ein Projekt für ältere und für jüngere Menschen zu realisieren. Intergenerative Arbeit wurde generell als wichtig aber zugleich auch als besonders schwierig angesehen. Wie könnte ein solches intergeneratives Chorprojekt auf den Weg gebracht werden?

Die gezielte Kontaktaufnahme zu einer ortsansässigen Schule wurde ins Gespräch gebracht. Einhellig war man in der Einschätzung, dass hier nicht nur die Bereitschaft der Jugendlichen wichtig sei, sondern auch die Unterstützung durch die Eltern und einzelne Lehrer*innen, die sich für ein intergeneratives Projekt engagieren würden. Auch die mögliche Kooperation mit den Konfirmand*innen wurde ins Spiel gebracht. Schließlich wurde auch über eine mögliche Kooperation mit einer Kita unweit eines lokalen Altenpflegeheims gesprochen. Jeweils wurden einzelne Personen benannt, mit denen Kontakt aufgenommen werden müsste. Es kam zu einer offenkundigen Synergie der verschiedenen Kompetenzen. Die Kenntnisse der Gemeinwesenbeauftragten in Bezug auf die örtlichen Gegebenheiten und Bedingungen verknüpften sich mit der guten, aufgrund der langjährigen Verwurzelung im Quartier gewachsenen Kenntnis der Ehrenamtlichen Akteur*innen in Bezug auf Personen und lokale Strukturen.

Das Chorprojekt als interkulturelle Begegnung

Die Bevölkerungsstruktur von Lollar weist einen hohen Anteil an Menschen mit vielen verschiedenen Migrationsherkünften auf. Zugleich bestehen keine Kontakte der aktiven Akteur*innen zu älteren Mitbürger*innen bzw. zu Menschen mit Demenz mit Migrationshintergrund. Das Demenzcafé wurde noch nie von Menschen mit Migrationshintergrund aufgesucht. Vor diesem Hintergrund wurde das Chorprojekt erneut auch als Möglichkeit für eine interkulturelle Begegnung reflektiert. Musik biete die beste Voraussetzung für ein interkulturelles Fest, bei dem alle Vertreter*innen der in Lollar ansässigen Nationen etwas aus ihrem Kulturbereich beitragen könnten. Konkrete Namen von professionellen und nicht-professionellen Musiker*innen wurden

ins Spiel gebracht. Akteur*innen (Musiker*innen, Organisator*innen, Vereine), die an früheren interkulturellen Veranstaltungen beteiligt waren, wurden als Ansprechpartner*innen genannt. Auch über einen internationalen Speiseplan für ein solches Fest wurde nachgedacht. Die stark von Migration geprägte Bevölkerungsstruktur wurde als große Herausforderung, aber auch als eine Chance deutlich.

Corona und kein Ende – die wachsende Resignation

Eine ganze Fülle von Ideen waren im Verlauf des Workshops gesammelt worden und eine spürbare Aufbruchsstimmung hatte sich breit gemacht. Durch den ausgeprägten Wunsch, mehr für Menschen mit Demenz im Quartier zu machen, hatten sich viele Kompetenzen der Teilnehmer*innen sowie deren Kenntnisse des Quartiers zu einem konkreten Projekt verdichtet. Da wandte eine Teilnehmerin ein, dass Corona die Planung eines solchen Projekts doch ganz unmöglich mache. Sie fasste ihre Einschätzung der Situation mit den resignativen Worten zusammen: »*Es geht doch gar nichts. Nicht zusammen Kaffee trinken. Nicht zusammen Ballspielen. Nicht zusammen singen. Garnichts.*«

Der Einwand wurde schnell von den Ehrenamtlichen aufgegriffen. Man sei ja selbst älter und daher einem erheblichen Infektionsrisiko ausgesetzt. Also halte man aus Rücksicht auf die eigene Gesundheit lieber Abstand von Menschen mit Demenz. Kontakt sei einfach nicht möglich.

Vor diesem Hintergrund wurde über die Möglichkeiten digitaler Kommunikation nachgedacht. Ob nicht wenigstens auf digitalem Wege der Kontakt zu Angehörigen und Menschen mit Demenz gepflegt werden könne? Die Gemeinwesenbeauftragte stellte in Aussicht, dass eine Reihe von Tablets zur Verfügung gestellt werden könnten, um ein »Digitales Demenzcafé« zu erproben. Zwar wurde von allen der Rede- und Austauschbedarf von Angehörigen gerade unter den Kontaktbeschränkungen der Pandemie als sehr groß und wichtig eingeschätzt. Gleichzeitig wurde aber von den Ehrenamtlichen stark bezweifelt, dass die meist ältere Generation der Angehörigen in

der Lage sei, digitale Medien für die Kommunikation zu nutzen. In diesem Zusammenhang wurde ein möglicher Beitrag der jüngeren Generation ins Spiel gebracht. Ob nicht die Jüngeren, die meist digital erfahren seien, die Älteren als digitale Lotsen in den Gebrauch von Tablets für Videokonferenzen einführen könnten? Doch auch diese Idee wurde angesichts der pandemiebedingten Kontaktbeschränkungen als aussichtslos beurteilt: »*Da muss man sich was anderes einfallen lassen. Kein Angehöriger lässt einen fremden Jugendlichen rein, wo nicht mal die Enkel kommen dürfen.*«

Für den Verlauf des Workshops bedeutete der wiederholte Verweis auf Corona eine Wende. Die anfangs spielerische und konstruktive Dynamik der gemeinsamen Ideenentwicklung kam mehr und mehr zum Erliegen. Immer neue Einwände und Bedenken erzeugten eine wachsende Resignation. Ratlosigkeit breitete sich aus. War eben noch das Gespräch vom Sinn für die Möglichkeiten im Quartier geprägt, da erschienen nun alle diese Ideen als unbegründet und naiv. Appelle von Seiten der Moderation, sich nicht die Visionen für die »Zeit nach Corona« zu verbieten, sondern diese gerade auch zu nutzen, um einer möglichen Resignation entgegen zu wirken, wurden zwar gehört, aber der anfängliche Schwung der Diskussion konnte nicht zurückgewonnen werden. Auch der Hinweis auf die allmählich in Gang kommende Impfung und die Aussicht auf eine allmähliche Verbesserung der Pandemie-Situation konnte nicht überzeugen. So blieb am Ende die resitative Einschätzung einer Teilnehmerin unwidersprochen: »*Selbst das Impfen schützt uns nicht. Sie können es dennoch kriegen. Im Moment sehe ich überhaupt keine Perspektive.*«

Fazit

Von allen Teilnehmer*innen wurden sowohl die Möglichkeit als auch die Relevanz eines Erfahrungsaustauschs, wie ihn das Forschungsprojekt auf den Weg gebracht hatte, bekräftigt. Zitat einer Teilnehmerin: »*Dann kriegt man vielleicht auch mal den einen oder anderen Anstoß, wo man*

selbst nicht so weiterkommt.« Einer dieser Anstöße bestand darin, sich der eigenen Situation als Ehrenamtliche*r bewusst zu werden. Das im Laufe der Pandemie ausbleibende Engagement war für jede*n Einzelne*n der Ehrenamtlichen zu einer kaum mehr wahrgenommenen Gewohnheit geworden. Durch den Workshop und das gemeinsame Gespräch war die Frage nach dem Sinn von Engagement wieder deutlich spürbar und zum Gegenstand gemeinsamer Überlegungen geworden. Und diese Überlegungen drängten unmittelbar in den Wunsch nach konkreter Entwicklung und Verbesserung der zunehmend als bedrohlich eingestuften Situation für Menschen mit Demenz im Quartier. Es war erstaunlich zu sehen, wie schnell die um den virtuellen Tisch versammelten Teilnehmer*innen ihre jeweiligen Kompetenzen und Kenntnisse von den Gegebenheiten im Quartier identifizieren und bündeln konnten. Der gemeinsame Austausch machte das Potential von Ehrenamt im Quartier deutlich. Dieses Engagement erwies sich erneut als fokussiert auf die konkrete Situation im Quartier. Zugleich zeigte sich eine von allen mehr oder weniger geteilte Resignation angesichts der Pandemie und der anhaltenden Verhinderung von Ehrenamt. Die von der Gemeinwesenbeauftragten in Aussicht gestellte Koordinierung künftiger Treffen verspricht eine Verstärigung dieser Synergie auf Quartiersebene. Würde es den Akteur*innen gelingen, ihr Potential trotz der andauernden Einschränkungen gemeinsam zu entfalten, zu fördern und zu realisieren? Wie müsste die Koordination des Ehrenamts auf Quartiersebene gestaltet sein, damit der Dialog von professionellen und ehrenamtlichen Akteur*innen gelingt? Und wie lässt sich der besondere Beitrag des Ehrenamts im Rahmen einer professionell geleiteten Koordination gut entwickeln und bündeln?

Literaturverzeichnis

- Bertelsmann-Stiftung (2018): Übersicht der Kommunenzuordnung. Berichtsjahr 2018. <https://www.wegweiser-kommune.de/kommunen/lollar> [Zugriff: 15.06.2021].
- Bertelsmann-Stiftung (2020): Demografietypisierung 2020. Typ 6: Städte und Wirtschaftsstandorte mit sozioökonomischen Herausforderungen. <https://www.wegweiser-kommune.de/documents/20125/132144/Typ+6.pdf/6b1e2d01-5e43-6493-5c79-8a3e616a51fb?t=1624448859602> [Zugriff: 09.10.2020].
- Hessisches Ministerium für Soziales und Integration (2019): Demenz. Maßnahmen und Modelle in Hessen. <https://www.demenzatlas-hessen.de/assets/downloads/878/HMSI-Demenz-Hessen-final-web-100519.pdf> [Zugriff: 10.12.2020].
- Stadt Lollar: Aktuelle Daten. https://www.lollar.de/sv_lollar/Stadt-informationen/Aktuelle%20Daten/ [Zugriff: 20.10.2020].
- Wegweiser Kommune Lollar. <https://www.wegweiser-kommune.de/statistik/lollar+altersstrukturgrafik> [Zugriff: 20.06.2020].

